

Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 96. Bromberg, den 17. Mai 1927.

Grit und die Drei.

Roman von Curt Seibert.

(7. Fortsetzung.

Paul Makkentin empfing ihn sofort. Lebhaft und temperamentvoll kam er ihm entgegen.

„Freut mich, Sie kennenzulernen, lieber Doktor, zweifellos kommen Sie in der Sache Eggebrecht. Hat mich ganz erschüttert, die Nachricht, haben Sie denn irgendeine Spur, daß man den Mörder bald fassen wird?"

Dr. Orion nahm in dem angebotenen Sessel Platz, eine Zigarre lehnte er ab, da er am Vormittag nicht rauche.

„Die Sache scheint verwickelter, als sie auf den ersten Blick aussah", gestand er, „ich bin daher gezwungen, alle absurden Möglichkeiten in Betracht zu ziehen."

„Ich verstehe vollkommen. Was also wollen Sie von mir wissen?"

„Zuerst einmal: warum sind Sie vorgestern hierhergefahren?"

Makkentin erklärte. Man hatte ihm ein Telegramm geschickt wegen der in der Nacht vorher abgebrannten Scheune. Er war mit dem Auto gefahren, hatte eine Panne gehabt und schließlich den Zug benutzt, der um acht Uhr in Kleinmöhlen eintraf.

„Dann saßen Sie also in demselben Zuge, mit dem Herr von Eggebrecht einen Bekannten erwartete?"

„Das entzieht sich meiner Kenntnis."

„War Ihnen der Baron bekannt?"

„Leider nein. Ich komme nur über den Sonntag heraus, um mich von der Arbeit in der Stadt zu erholen, und lege an sich kein Gewicht auf Verkehr mit meinen Nachbarn hier draußen."

„Kannten Sie Fräulein Hejermanns?"

Makentin lachte.

„Sie fragen mir ja die Seele aus dem Leibe, aber ich will auch diese Frage beantworten. Ich habe die Dame einmal flüchtig zu Pferde kennengelernt. Aber, das ist schon viel gesagt, denn ich fragte sie dies und jenes — lauter oberflächliche Dinge — und sie gab keine Antwort oder sagte nur ja und nein. Als ich sie sprach, wußte ich nicht mal, um wen es sich handelte, erst später sagte man es mir. Die Dame ist ja auch ausnehmend schön, so daß man sie schwerlich verkennen könnte."

„Ich bitte um Verzeihung, wenn ich Sie so lange aufhalte, ich habe nur noch eine Frage: wann trafen Sie in der Mordnacht auf Ihrem Gute ein?"

„Ich könnte Ihnen diese Frage nicht beantworten, wenn ich mich nicht entsinnen würde, daß mich mein Inspektor mit den Worten empfangen hätte: es ist schon halb zehn, wo waren Sie nur so lange?"

Orion erhob sich. Das genügte vorderhand. Er dankte Makkentin für die Auskunft und fuhr schnurstracks zum Bahnhof Kleinmöhlen. Unterwegs dachte er über diese erste „Spur" nach. Einen Mann wie Paul Makkentin zu durchschauen, war sicher nicht leicht, und er bildete sich durchaus nicht ein, ihm alles entlockt zu haben, was der vielleicht wußte. Irgendwas stimmte da nicht, nur wußte er nicht was, aber eine Spur, auf der man voran kam, schien es ihm auch nicht zu sein. Niemand fühlte sich ganz sicher, keiner sagte ganz die Wahrheit und doch log niemand so, daß man ihn hätte für verdächtig halten können. Wenn er mit dem Arzt gesprochen hatte, konnte man wohl rascher vorwärts kommen in dieser verwickelten Angelegenheit.

*

Der Bahnhof Kleinmöhlen war ein rotes Ziegelhäuschen mit einer Wartestube, einem Fahrkartenschalter, einer Gepäckabfertigung und mehreren Wohnräumen, die dem Vorsteher zur Verfügung standen. Mit vier Beamten bewältigte er den ganzen Betrieb hier, nur wenige Züge am Tage passierten den kleinen Ort, davon hielt die Hälfte nicht mal. Orion suchte nach dem Mann mit der roten Mütze und traf ihn in der Gepäckabfertigung, ein noch jüngerer Mensch mit flachem, blondem Schnurrbart und roten Backen.

Er stellte sich vor und fragte, wer am 8. November, abends um 8 Uhr, Bahnhofsdienst gehabt habe. Der Vorsteher lachte:

„Das war ich, denn es gibt hier keine Ablösung. Die paar Züge, die am Tage durchkommen, fertige ich allein ab."

„Dann haben Sie zweifellos auch Herrn von Eggebrecht gesehen, der an diesem Abend hier einen Bekannten abholen wollte?"

„Ich habe ihn nicht nur gesehen, ich habe sogar mit ihm gesprochen", sagte der Vorsteher nicht ohne einen gewissen Stolz.

Es gibt Leute, die für ihr Leben gern Zeuge spielen und Aussagen in allerlei Angelegenheiten machen.

„Das ist ja sehr interessant", sagte Orion, „was sprachen Sie mit ihm?"

„Nicht viel. Er fragte, wieviel Verspätung der Zug habe, und ich sagte, er werde wohl pünktlich eintreffen. Verspätung war nämlich nicht gemeldet."

„Wann kam der Zug?"

„Acht Uhr sieben, fahrplanmäßig acht Uhr sechs."

„Also eine Minute?"

„Ganz recht. Der Baron sagte dann, er erwarte jemanden . . ."

„Ja, und der ist dann nicht gekommen."

„Doch, der Herr ist gekommen . . ."

Orion fiel wie aus den Wolken. Das war ja etwas ganz anderes, als man bisher vermutet hatte. Daß er daran noch nicht gedacht hatte.

„Sahen Sie den Herrn näher oder konnten Sie nicht erkennen, wie er aussah? Das würde von größter Bedeutung sein für den Fortgang der Untersuchung. Vielleicht können Sie ihn irgendwie beschreiben?"

Ein Klingelzeichen ertönte.

„Der D-Zug kommt durch, wir wollen hinausgehen", sagte der Vorsteher.

Und als sie draußen standen, und der Zug vorbeigebraust war:

„Ich brauche den Herrn nicht weiter zu beschreiben, ich kenne ihn."

„Sie kennen ihn? Wer war es?"

„Herr Makkentin."

Zum zweiten Male tauchte dieser Name jetzt auf in Verbindung mit dieser Affäre, aber diesmal lag bestimmt ein Irrtum vor.

„Es war wohl sehr dunkel abends um acht", meinte Dr. Orion, „Sie müssen sich geirrt haben."

„Ausgeschlossen, Herr Doktor, ich kenne Herrn Makkentin seit einem halben Jahre, und habe ihn ganz deutlich erkannt."

„Daran zweifle ich keinen Augenblick, denn er hat mir selbst gesagt, daß er den Zug benutzte."

„Nun, also?"

„Aber ich glaube nicht, daß gerade Herr Makkentin derjenige war, auf den Herr von Eggebrecht wartete."

„So? Und wenn ich Ihnen nun sage, daß die beiden sich begrüßten?" triumphierte der Vorsteher.

„Sie sahen, daß sie sich begrüßten? Das ist allerdings etwas anderes."

Orion sprach wie im Traum. Das Ganze paßte so gar nicht in seinen Plan, den er sich von der Sache gemacht hatte.

„Ja, sie begrüßten sich. Ich sah ganz deutlich, wie Herr von Eggebrecht auf Herrn Makkentin zutrat und den Hut zog."

„Und Herr Makkentin?"

„Na, der zog auch den Hut."

„Und dann?"

„Dann sprachen sie miteinander."

„Und dann?"

„Ja, glauben Sie denn, ich habe so lange Zeit, mich zu jedem Gespräch sämtlicher Reisenden hinzustellen?" sagte der Vorsteher beleidigt, in der Annahme, wirklich genug Auskünfte gegeben zu haben. „Sie sprachen miteinander, inzwischen ging ich ins Stationsgebäude, und als ich herauskam, waren sie fort, und der Schlitten auch."

„Sie sind demnach der Ansicht, daß beide in dem Schlitten des Herrn von Eggebrecht davonfuhren?"

„Was sollen sie wohl sonst getan haben?"

Sonderbar, dachte Orion. Makkentin kannte Eggebrecht nicht, hat er gesagt, und alle, die ich bisher fragte, haben's bestätigt. Niemand hat die beiden je zusammen gesehen. Aber eine halbe Stunde vor dem Mord müssen sie sich treffen und sprechen, denn daß der Vorsteher sich geirrt hatte, war kaum anzunehmen. Aber niemand hatte die beiden gemeinsam davonfahren sehen. Er wollte sich eben bei dem Vorsteher für die Auskunft bedanken und wieder gehen, als diesem noch etwas einfiel.

„Was ich noch sagen wollte, Herr Doktor. Es ist mir etwas aufgefallen, aber, was war das nur? . . . Ja, jetzt hab' ich's, bevor der Zug einlief, sprach ich doch mit Herrn von Eggebrecht, und da kam auch die Rede auf den Brand in der Nacht vorher, durch den die große Scheune auf dem Gut des Herrn Makkentin eingeäschert worden war. Und da sagte der Baron, daß er Herrn Makkentin nicht kenne, aber daß er bald mal Gelegenheit nehmen wolle, das Versäumte nachzuholen."

„Ja, das hat er mir auch gesagt."

„Sehen Sie, und deshalb fiel mir auf, daß er eine Minute später einfach auf Herrn Makkentin, den er doch gar nicht kannte, zuging und ihn ansprach. Und — ich entsinne mich ganz genau — es stand niemand auf dem Bahnsteig, also hat niemand sagen können: Das ist Herr Makkentin . . ."

Der Vorsteher war ganz stolz auf seine Entdeckung und auf seinen Spürsinn, und er mochte denken, es sei vielleicht schöner und interessanter, Detektiv zu spielen ,als hier auf dem Bahnhof täglich fünf Züge abzufertigen. Seine Wangen hatten sich noch mehr gerötet, als sie es von Natur schon waren, und er strahlte den Dr. Orion an. Der sagte kein Wort, gab ihm nur die Hand, nickte und ging schweigend davon. Seltsame Menschen, diese Polizisten, dachte der Vorsteher, zuerst sind sie redselig und wollen alles wissen, und wenn man ihnen alles gesagt hat, reden sie keinen Ton mehr.

Orion hatte auch wirklich keine Zeit mehr, sich aufzuhalten. Ihm gingen Dinge durch den Kopf ,die wichtiger waren. Er sah auf die Uhr, es war zehn nach zwölf. Wenn er jetzt ein schnelles Tempo anschlug, mußte er feststellen können, in welcher Zeit man zum Gute des Herrn Makkentin ging. Seiner Ansicht nach konnte dieser den Weg bei hohem Schnee niemals in fünfviertel Stunden zurückgelegt haben. Wenn dies der Fall war . . .

Als er nach einer Stunde die Uhr aus der Tasche zog, hatte er noch nicht mal die Hälfte des Weges hinter sich. Damit war bewiesen, daß Makkentin, der den Zug acht Uhr sieben verließ und bereits um halb zehn auf seinem Gut eintraf, ein Fuhrwerk benutzt haben mußte, und zwar eines, das sehr schnell fuhr. Bei hohem Schnee, wie er am achten gelegen hatte, konnte nur ein Schlitten in Frage kommen, der Schlitten des Herrn von Eggebrecht. Also kannten sich die beiden, und Makkentin hatte irgendwelche Gründe, diese Bekanntschaft zu verheimlichen. Was waren das für Gründe?

Für Orion stand trotz allem fest, daß Makkentin als Mörder nicht in Frage kam, oder es mußte sich herausstellen, daß der Tote aus geringer Entfernung geschossen worden war.

Dr. Orion begab sich noch einmal auf das Gut des Herrn Makkentin, mußte jedoch dort erfahren, daß dieser bereits mit dem Wagen wieder in die Stadt gefahren sei.

Nachmittags empfing er den Arzt. Die Unterredung war kurz. Das Geschoß war aus größerer Entfernung abgegeben worden, hatte den Kopf durchschlagen und war auf der rechten Seite unter der Haut stecken geblieben. Es handelte sich um ein 7 Millimeter Mantelgeschoß, das wahrscheinlich aus einem Karabiner stammte. Der Tod mußte unmittelbar eingetreten sein. Daß der Schuß aus nächster Nähe, vielleicht von einem neben dem Toten sitzenden Manne abgegeben worden sei, hielt der Arzt für ausgeschlossen, die Kugel hätte dann den Kopf durchschlagen müssen.

So führte die eine Spur zu Makkentin, und über ihn hinweg weiter, die andere aber führte zu Bert Alcolm. Orion vermochte sich dieser unangenehmen Gewißheit auf die Dauer nicht länger zu entziehen.

(Fortsetzung folgt.)

Jochem Kortüms Selbsterkenntnis.

Skizze von A. W. Silgradt.

„Nee!" sagte Jochem Kortüm nachdrücklich. Die braune Stute hielt verwundert im Mahlen inne und schielte von dem neuen, infam gelben Reitstiefel zu Jochems kantigem Kopf. Selbstgespräche waren ihr ebenso neu, wie die gelben Langschäfter, die silberbeknopfte Reitpeitsche, dies Spielding, das einen Gaul mit dem Trakehner großen Brand bis auf die Knochen empörte, ebenso neu, wie die ständige Verbesserung des Sitzes. Seit der Herr verlobt ist, mag sich der Teufel mit ihm auskennen. Immer Schritt, hängende Zügel; statt der warmen, kräftigen Schenkelhilfen Drucklost, keinen Schluß, als hätte er nie reiten gelernt, als sei er nicht der beste Reiter weit und breit, seit seine Nase überhaupt über die Tischkante ragte. Albern der neue Riemen, den der Stallbursch Kandare nannte, infam der neue gelbe Sattel, der drückte. Nervös konnte der ewige Singsang der blanken Dinger an den Stiefeln machen. Was braucht der Herr Eisen am Absatz, wenn er sie ritt! Wurde der verdiente Zucker nicht gar ganz vergessen, dann kam er nicht aus der gewohnten, der vertrauten, warmen Hand, sondern aus den gelben, unangenehm riechenden Dingern, die der Herr neuerdings über die Hände zog. Ein Trost nur, daß der Hafer beachtlich stand.

„Nee, Tante Stiene!" spricht Jochem laut in den Wind, „nee und dreimal nee zum Schwerebrett nich noch mal"! Scharf, zornig reißt der Zügel ins Fleisch, daß der Braune aufbäumt, auf die Hinterhand geht. Schenkeldruck reißt ihn herrisch empor, treibt vorwärts und nun zeigt er die blanken Hufe, daß die Ackerkrume mit dem Junghafer meterhoch fliegt und Purlemann, der alte Rammler, aus der Sasse fährt, als sei ihm der Gaudieb, der rote Voß, am Steert.

Und Jochem, der Kerl, Jochem Kortüm, steht auf im Galopp. — Vor dem Stall gibt die warme Hand den Zucker, die vertraute, nicht das vermuckt riechende, vermaledeite Ding von Handschuh.

Dann baut sich Jochem vor Tante Stiene auf, breitbeinig, wuchtig, entschlossen. „Nee, Tante Stiene, ich hab' mich nicht der Ilse versprochen, um in gelbem Affenleder zu laufen, die Hände in Futterale zu stecken und nach Parfüm zu riechen. Nee, ich fahr nich im Frühjahr wie 'ne bleichsüchtige Jungfer ins Bad, und will die Ilse allein fahren, teuf, das Gespann kann zur Bahn!"

Tante Stiene macht Eulenaugen, schüttelt den Kopf, zieht die linke Schulter hoch und ruft spitz: „Ilse!"

Blond, rank, sicher, herb und kühl steht die dem Jochem gegenüber, läuft, wie sie die Ablehnung hört, rot an bis hinter die Ohren, wirft die Oberlippe hoch. „Impertinent!" knurrt Jochem. Kühl bedauert die Blonde: „Schade, Jochem, aber — — die Frühjahrsbestellung, die Fohlen, der Hafer, die Ferkel — ich verstehe. Übrigens, Jochem, du riechst empfindlich nach Stall! Ich fahre allein!" Damit ist Jochem entlassen.

Er knallt die Tür von außen zu. Brüllt über den Hof: „Das Schimmelgespann zur Bahn! Abromait fährt!" Gift und Galle, die Teckel machen bedenkliche Gesichter und gehen in großem Bogen um die Transtiefel Jochems herum. Es sind die ältesten, die er zum Abschied anzog. Gemeine Witterung das, nicht schlimmer als der Stinker, der Iltis!

Droben im Zimmer lächelt die Junge die Alte an, und die Sorge in deren Augen schwindet an der Freude über die feste, blonde, gertenschlanke Marjell mit dem hellen Flaum auf den Wangen. —

Abromait aber fuhr nicht. Jochem selbst kutschierte. Der kurze Abschied wurmte ihn, und er dachte an den Abschiedskuß an der Bahn, bis es ihm unterm Rock warm wurde. — —

Auf der Rückfahrt mußte er beim Vetter Jörg einkehren; da war notwendig über den vertrackten Bassen zu

sprechen, der den Junghafer und die Kartoffeln und die Jungfichten ruiniert hatte. Sturzäcker hatte er geschaffen, der Schwarzkittel. Und Vetter Jörg verstand sich auf den Grog, der in allem Leid tröstet. Auch im Liebesleid. Aber der Keiler lag schon seit Tagen auf der Decke, und der windige Vetter Jörg blies dem Jochem ein ander Lied von anderer Jagd in die Lauscher. Von der Jagd auf das hochgestellte Edelwild mit blonden Haaren, blauen Lichtern, das die Jacke links knöpft und die Nase so hoch trägt. Da lief kaum einer mehr auf zehn Stunden im Umkreis, der nicht wie ein Kapitaler geweiht war. Trau, schau, wem! Allein ins Bad? Das sollte ihm, Jörg, passieren! Jochem griff abwechselnd zum Glas und an seine Stirn. Die Augen auf, sonst blies das blonde Ding, dies herrische, vertrackt geliebte und sehnsüchtig gehaßte Mädel noch Halali! Oha! War nicht der und dieser und jener trotz einem Kerl wie ihm hinter der Deern her! Die Patentfatzkes, die geschniegelten, mit den Glanzröhren an den Pedalen. Wetter, das sollte es geben, ein Kerl wie Jochem Kortüm, weidwund und totverbellt von den Affenpintschern? Nee, der Vetter hat recht, trau keiner den Weibern, noch dazu, wenn sie allein ins Bad fahren. Und Jochem nahm Tinte und Feder und schrieb, was ihm der windige Vetter diktierte. Eifersucht und der Grog, sie hatten den Riesen geworfen. Kortzum! Klebte, siegelte, schrieb fein säuberlich die Adresse: „An die Auskunftei Argus in Bad . . .“, raste zur Bahn. Kortzum!

Dann kamen trübe Wochen. Der Braune wunderte sich noch oft, und Tante Stiene legte bekümmert das Haupt auf die linke, hohe Schulter, schrieb an die Blonde von der Saat, den Glucken, dem Alter, dem Nichtsnutz der Marjells und der Faulheit der Mamsell und endlich von Jochem, der jeden Freitag zum windigen Vetter ritt und nicht mehr pfiff.

Und schrieb einige Wochen später, kraxelig und freudig zerfahren, daß Jochem wieder lache und manchmal den Mund spitze — —

Und schrieb weiter: „Er hat die Maurer bestellt und die Tüncher, läßt das Haus zur Hochzeit richten, reitet einen frommen Rapp-Wallach zu, — ein Damenpferd, erklärt er lachend — und steht manchmal im Garten vor der Myrte und pfeift, nicht schön, aber lang! Tjaja, und mit der Mamsell, das taugt nichts auf die Dauer.“

Mitten in der Ernte rüstet Jochem plötzlich zur Fahrt nach Bad . . . Eine rechte Fahnenflucht, sagt Tante Stiene. Gelbe Handschuhe tat er in den Koffer, das Parfüm, den neuen Hut mit dem alten Hirschbart, sogar weiße Taschentücher und blitzblanke, nagelneue Glanzstiefel. Die liegen neben geheimnisvollen Papieren. Sauber geordnet und jedes mit einem hübschen Kopf und dem Datum eines Dienstag geschmückt. Oben in der Ecke steht „Argus“, darunter „Auskunftei und Detektei“. Und alle haben fast den gleichen Wortlaut:

„Ew. Hochwohlgeboren teilen wir ergebenst mit, daß unsere Beobachtungen völlig negativ blieben. Der Verkehr der jungen Dame beschränkt sich lediglich auf ältere seriöse Herrschaften, die über jeden Zweifel erhaben sind. Es gereicht uns zur besonderen Genugtuung, Ew. Hochwohlgeboren dies vermelden zu können. Die beiliegende Zahlkarte zur Benutzung empfehlend, zeichnen wir mit der Versicherung usw. Argus.“

Jochem hatte Stiene zum Abschied beinahe die Rippen gebrochen. Und die Blonde in Bad . . ., die ihn an der Bahn abholte, schloß er in die Arme wie in einen Schraubstock. Er ist glücklich, steckt sich rot an, wenn sie ihm täglich den Binder ordnet, den er noch immer wie ein Garbenband knotet. Er trägt Flanellhosen, Porzellanbuchsen, wie er sich selbst verspottet, er sammelt Tennisbälle wie ein Turnierlöwe. Ganz heimlich hat er sich eine Nagelfeile zugelegt. Er geht ohne Zwischenfälle in die Oper und klatscht begeistert, denn er sieht sich drei, vier Akte lang hingerissen den blonden Nacken seiner Ilse und den hellen Flaum an, der auf ihren Wangen wie auf Tante Stienes reifen Pfirsichen blüht. Sieben Tage schon währt dieses Glück. Am achten Tage blieb er aus. Ein Billett und ein großer Rosenstrauß baten um Entschuldigung für ihn; er hatte Kopfschmerzen.

Im Hotelzimmer saß er, hinter verriegelter Tür, stierte abwechselnd in den Spiegel und auf das Telegramm, das ihm Jörg nachgeschickt hatte, Jörg, der jeden Freitag die Argusberichte empfangen hatte. Mit stumpfem Blick folgte er immer wieder dem Schriftstreifen, schaute in den Spiegel und schlug sich vor den Kopf. Die Depesche lautete: „seit vier tagen beständige begleitung stop kompromitierend vertraulich stop unmögliche manieren zweifelhafter typ sichtlich minderwertig stop drahtrate erbeten stop argus Bad . . .“

Ilse aber schrieb zur gleichen Zeit an Tante Stiene: „Jochem, mein Bär, hat Kopfschmerzen!“ — Und Tante Stiene wiegte das Haupt hin und her, legte es zuletzt auf die linke hohe Schulter und staunte aufrichtig.

Welches sind die besten deutschen Bücher?

Das Ergebnis eines Preisausschreibens.

Der Börsenverein der Deutschen Buchhändler zu Leipzig hatte ein Jedermann zugängliches Preisausschreiben erlassen: „Welche 12 Bücher aus der Zeit der letzten drei Geschlechter gehören in die Hausbüchereijedes gebildeten Deutschen?“ Von den 728 Einsendungen hat sich keine herausfinden lassen, die unbedingt und ohne Vorbehalt mit dem 1. Preis hätte ausgezeichnet werden können. Auch bezüglich der Verteilung des 2. Preises ergab sich dieselbe Lage. Das Preisrichterkollegium hat deshalb von dem in Preisausschreiben von vornherein vorbehaltenen Ausweg Gebrauch gemacht, den Betrag von 1500 Mark, der für den 1. und 2. Preis in Frage kam, in fünf gleichen Beträgen in Höhe des 3. Preises zur Verteilung zu bringen: Danach sind mit je 300 Mk. folgende Einsender bedacht worden: Otto Heuschele - Waiblingen bei Stuttgart, Dr. Hans Pflug - Kassel, Rudolf G. Binding - Buchschlag in Hessen (der bekannet Dichter), Dr. Max Schumann - Leipzig, Land-Ing. Herbert Brion-Freiberg in Sa., Eryard Wittek - Charlottenburg.

Die Ansicht der Einsender wurde in jedem Fall eingehend begründet. Das Ergebnis, das zustande gekommen ist, darf Beachtung beanspruchen. In den Einsendungen sind mehr als hundertmal folgende Autoren genannt: 1. Gottfried Keller 387mal, 2. Gustav Freytag 375, 3. Bismarck 333, 4. Nietzsche 274, 5. Wilhelm Raabe 273, 6. Theodor Storm 221, 7. Friedrich Hebbel 219, 8. Gerhart Hauptmann 204, 9. Fritz Reuter 197, 10. Viktor Scheffel 194, 11. Thomas Mann 177, 12. Wilhelm Busch 180, 13. Mörike 132, 14. Stifter 132, 15. Löns 129, 16. C. F. Meyer 113, 17. Kügelgen 110, 18. Fontane 102mal.

Die mehr als hundertmal genannten Werke sind folgende: 1. Gedanken und Erinnerungen 299mal, 2. Zarathustra 240, 3. Der grüne Heinrich 217, 4. Soll und Haben 180, 5. Ekkehard 176, 6. Ut mine Stromtid 157, 7. Der Hungerpastor 139, 8. Bilder aus der deutschen Vergangenheit 132, 9. Die Buddenbrooks 186, 10. Wilhelm Busch, Hausschatz 115, 11. Die Leute von Seldwyla 104mal.

Bei Storm ist das meistgenannte Einzelwerk der Schimmelreiter (59), bei Hebbel die Nibelungen (86), bei Hauptmann die Weber (67), bei Mörike die Gedichte (91), bei Stifter die Studien (51), bei Löns der Werwolf (71), bei C. F. Meyer die Gedichte (28), bei Kügelgen die Jugenderinnerungen (89) und bei Fontane Efft Briest (35).

Aus der Welt des Luxus und der Moden.

Von Gertrud Cybulla.

Im alten Rom benutzten die vornehmen Frauen Spiegel aus geschliffenem und poliertem Metall. Diese kostbaren und prachtvollen Geräte bestanden aus silbernen, ringsum mit Edelsteinen besetzten Platten, die vermöge einer Unterlage von Gold die Bilder deutlicher zurückstrahlten. Die runde Spiegelscheibe ruhte auf einem kunstvoll gedrehten Griff aus Elfenbein, an dem zu beiden Seiten zwei Schwämmchen befestigt waren, um jeden Dunst oder Anhauch sofort wegzuwischen.

*

Zur Zeit des Minnesangs ließ ein französischer Edelmann seine Tafel nur mit solchen Gerichten besetzen, die beim Schein von Wachslichtern und Wachsfackeln gekocht waren.

*

Als sich nach der Entdeckung der neuen Welt der Goldstrom Amerikas über Spanien ergoß, war in diesem Lande der Besitz an Gold- und Silbergeschirr so groß, daß sich die Familien für arm hielten, wenn sie nicht ungefähr 800 Dutzend Teller und 200 Schüsseln aus diesen Edelmetallen im Hause hatten. In manchen Häusern zählte man sogar bis zu 1200 Dutzend Teller und 1200 Schüsseln aus Gold und Silber.

*

Im 16. Jahrhundert waren die aus schwerem Brokat bestehenden Prachtgewänder der Damen derart mit großen Edelsteinen besetzt, daß man kaum darin gehen konnte. Claude de France und Jeanne d'Albert mußten zur Trauung getragen werden, weil sie die Last ihrer Kleider nicht zu bewältigen vermochten.

*

Der Brautrock der Maria von Medici war nach dem Bericht eines Chronisten „ein braun güldenes Stück, dessen Schwanz sich auf 15 Ellen erstreckte und mit eitel güldenen Lilien besetzt war, darin sie glänzte wie die Sonne in den Wolken, weil sie überdies eine schöne Person gewesen“. Ein

anderes ihrer Prachtgewänder war mit 32 000 Perlen und 8000 Diamanten besetzt.

*

König Karl von England hatte Steigbügel in Gebrauch, die mit 421 Diamanten verziert waren.

*

Johanna von Burgund schmückte ihr Zimmer im Palast zu Reims mit 321 gestickten Papageien, die des Königs Wappen trugen, und mit 561 Schmetterlingen, auf deren Flügeln sich das Wappen der Königin befand. Sämtliche Stickereien bestanden aus Gold.

*

Der Dresdener Weinkeller lieferte im Jahre 1639 täglich ein halbes Maß Zapfenwein für die Meerkatze einer Prinzessin, für den Hund des Herzogs Moritz täglich ein Maß und zum Baden der „indianischen Raben“ und der „Papigoien“ ebenfalls ein Maß.

Billiges Mittagessen.

In eines der großen Speisehäuser von Paris trat ein gutgekleideter Herr, der, nachdem er für einen Augenblick seinen Blick hatte rundgehen lassen, sich an einem kleinen Tischchen unweit der Eingangstür niederließ.

Alsbald trat ein Kellner zu ihm, der ihm eine Speisekarte vorlegte. Nach einem flüchtigen Blick auf dieselbe sagte der Gast:

„Bringen Sie mir ein Diner für 50 Franken und eine Flasche Wein. Kann ich bald bedient werden?“

„Sofort, mein Herr.“

Das Mahl wurde flott serviert und ließ nichts zu wünschen übrig. Der Gast nahm eben den Kaffee, da hielt ein Auto vor der Tür des Hauses, dem ein Herr entstieg. Dieser trat in das Lokal, wo er sofort nach dem Direktor fragte, mit dem er dann auf den Gang hinaustrat.

„Ich bin Agent der Geheimpolizei und auf der Suche nach einem Verbrecher. Ich glaube sicher zu sein, daß er sich hier im Lokale befindet. Sie gestatten, daß ich von dem Büfett aus einen Blick hineinwerfe?“

„Aber bitte, kommen Sie nur.“

Das Auge des Agenten ging von Tisch zu Tisch.

„Ist er unter meinen Gästen?“ fragte nach einiger Zeit der Direktor.

„Ja. Es ist der Herr mit dem schwarzen Knebelbart, der in der Nähe des Eingangs sitzt.“

„Würden Sie ihn nicht fortführen können, ohne daß die übrigen Gäste etwas merken?“

„Aber gewiß, Herr Direktor. Lassen Sie ihm durch den Kellner bestellen, daß Baron de Fourage ihn allein zu sprechen wünscht.“

Der Fremde leerte gerade sein Glas Portwein, als der Kellner ihm die Botschaft überbrachte. Er zeigte sich angenehm überrascht und verließ sofort den Saal. Draußen im Gang trat der Agent auf ihn zu und sagte ihm leise etwas ins Ohr. Der Fremde zuckte erschreckt zusammen; dann ging er, ohne den geringsten Widerstand zu leisten, mit dem Agenten zu dem Auto und stieg in dasselbe ein.

„Er ist es,“ sagte der Agent zu dem Direktor, der ihnen bis auf die Straße gefolgt war.

„Hat er schon bezahlt? Nicht? Dann schicken Sie die Rechnung zu dem Hauptpolizeibureau, binnen 14 Tagen wird sie beglichen werden.“

Das Auto fuhr davon.

„Hast du gut gegessen?“ fragte der Agent den anderen.

„Ja, sehr gut.“

„Dann bin ich jetzt an der Reihe.“

Der gewandte angebliche Polizeiagent ließ das Auto in der Nähe eines anderen Speisehauses halten, wo dann dieselbe List wiederholt wurde, nur war es jetzt der andere, der die Rolle des Agenten spielte.

Am folgenden Morgen wurden auf dem Hauptbureau der Polizei zwei Rechnungen vorgelegt, von denen niemand etwas begriff und die natürlich auch nicht bezahlt wurden.

Maria Nießen.



* **Die Mode des Schminkens** scheint auf Ägypten zurückzugehen, wo sich die Frauen schon in den ältesten Zeiten Lippen und Wimpern mit einem schwarzen Pulver bestrichen, wodurch die Augen größer erschienen und der Mund — jedenfalls kleiner.

* **Der König der Feinschmecker.** Die Organisation der Feinschmecker, die ihren Sitz in Paris hat, hat kürzlich ihren großen Tag gehabt. Nichts mehr und nichts weniger stand nämlich auf der Tagesordnung, als die Wahl eines Königs. Als Sieger in dem edlen Wettbewerb, bei dem es, wie die Beteiligten versichern, keine marktschreierischen Plakate und keine gegenseitigen Anfeindungen gab, sondern wo einer dem anderen gerne das Beste gönnte, ist ein gewisser Curnowsky hervorgegangen, da er bei der Abstimmung die meisten Stimmen auf sich vereinigte. Und nun ist er also in den Kreisen der Feinschmecker der Mann des Tages, bis zur nächsten Wahl, denn das Königtum im Reiche der Feinschmecker wird nicht vergeben auf Lebenszeiten, sondern in bestimmten Zwischenräumen wird eine neue Probe aufs Exempel gemacht, ob der Auserwählte auch die hervorragenden Eigenschaften des Gaumens noch nicht eingebüßt hat, oder ob sich inzwischen nicht ein noch würdigerer Kandidat für die Königswürde eingefunden hat. Es ist aber auch keinesfalls leicht, den Sieg zu erringen, denn es gibt dabei eine sehr beachtenswerte Konkurrenz und es gehört schon ein scharfsinniges Preisrichterkollegium dazu, um unter den vielen Würdigen den Würdigsten zu finden.

*

* **Ein berühmtes Dichtwerk ein Plagiat?** „Die drei Musketiere“ sind eins der berühmtesten Werke des französischen Dichters Alexandre Dumas des Älteren. Durch Zufall fand kürzlich ein Liebhaber alter Bücher in Paris bei einem fliegenden Buchhändler ein altes Werk, betitelt „Memoiren des Herrn D'Artagnan, Kapitänleutnants der ersten Kompanie der königlichen Musketiere“. Der Verfasser des Buches, das im Jahre 1701 in einem Kölner Verlage erschienen ist, war Cortilz de Sandras, ein Verfasser vieler französischer Skandalgeschichten, der eine Zeitlang in der Bastille gefangen saß, und die meisten seiner Werke in Holland oder in Deutschland erscheinen lassen mußte, weil sie in Frankreich verboten waren. Das vorerwähnte Memoirenwerk erwies sich als das Urbild der „Drei Musketiere“. Alle Charaktere, die Dumas geschildert, und alle Handlungen, die er beschrieben hat, sind bis in alle Einzelheiten in dem Werk wiederzufinden. Die französische Nationalbibliothek hat den Fall inzwischen untersucht und festgestellt, daß Dumas das Werk offenbar gekannt und an seiner ganzen Anlage nichts geändert hat. Er hat die reine Erzählungsform des Buches nur in Dialogform umgeschrieben. Die Entdeckung erregt in den literarischen Kreisen Frankreichs großes Aufsehen.

*

* **Das größte Fernrohr der Welt.** Als das gewaltigste Fernrohr der Erde galt bisher das riesige Spiegelteleskop, das sich auf dem Mount Wilson in Amerika befindet und eine Öffnung von 250 Zentimeter Durchmesser aufweist. Dieses Rieseninstrument soll nunmehr aber noch übertrumpft werden, und zwar durch ein Teleskop, das mit einer Öffnung on 500 Zentimeter Durchmesser konstruiert werden soll. Nach der Meldung in der „Umschau“ soll dieses Fernrohr in einem Observatorium aufgestellt werden, das auf dem 1350 Meter hohen Mont Salève, dem Bergrücken, der sich in Savoyen bis an die Grenze des Kantons Genf hinzieht, errichtet wird. Mit der neuen Sternwarte, in die auch zwei kleinere Teleskope von je 80 Zentimeter Durchmesser Öffnung eingebaut werden, will man auch eine Wetterwarte verbinden. Mit Hilfe des Riesenteleskops hofft man zu mancher neuen Entdeckung gelangen zu können, da es eine Sicht in den Himmelsraum gewährt, wie sie bisher noch nicht möglich war.

*

* **Chaplins ehemalige Gattin siegt.** Die lokale Gerichtsbehörde in Los Angeles billigte der früheren Gattin Chaplins eine monatliche Rente von 1500 Dollar zu. Es hat sich bei dieser Gelegenheit herausgestellt, daß Chaplin von seinem „Goldrausch“ 2½ Millionen Dollar bezog, wovon bis jetzt 75 Prozent ihm überwiesen wurden. Damit schlägt er sämtliche Rekorde der bisher bekannten Filmstarbezüge.

*

* **Die Armbanduhr als Wecker.** Gerade noch rechtzeitig vor Beginn der Reisezeit kommt aus London die Meldung, daß ein Uhrmacher auf die Idee gekommen ist, die Armbanduhr zu einem Wecker auszuarbeiten. Allerdings ist Voraussetzung der Wirkung, daß man die Armbanduhr nachts am Arm trägt, denn die Weckvorrichtung besteht in der rotierenden Bewegung einer kleinen Scheibe, die sich an der Haut reibt und den Schläfer zum Erwachen bringen soll.

Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg.
Verantwortlich für die Schriftleitung M. Hepke in Bromberg.